

Ein Erbteil

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 39

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640832>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

26. September

Der tote Soldat.

Von J. G. Seidl.

Auf ferner, fremder Au
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergessener,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viele Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallenen
Viel Srag und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendrot,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!“

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf!
Er hat sich angemeldet;
Die Uhr blieb stehn um elf!“

Da starrte ein blaßes Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölklein auf
Und trägt es zur fernen Au
Hinüber in raschem Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Träne
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

□ □ □ Ein Erbteil. □ □ □

Von Jakob Bofihart, Zürich.

1

Es war an einem Palmsonntag vor bald fünfzig Jahren. In der Kirche zu Menschikon wurde konfirmiert. Der Pfarrer, ein junger Mann mit starken Wölbungen über den Augen, hatte seine Ansprache gehalten und war von der Kanzel herab an den Taufstein getreten, in feierlicher Haltung, von der Wichtigkeit des Augenblicks erfüllt. Er wußte nicht, daß die bösen Bauern über seine Palmsonntagsverrichtung das Wort geprägt hatten, er „fergge“, er liefere seine Arbeit ab. Die Konfirmanden saßen in den vordersten Bänken, vor der ganzen Gemeinde ausgestellt. Sie wurden nacheinander an den Taufstein gerufen und traten links vor; die vielen neugierigen Blicke, die von allen Seiten nach ihnen zielten, machten sie unsicher, einige wagten kaum aufzutreten.

Der Pfarrer legte ihnen die Rechte aufs Haupt und flehte jedem einen Denkspruch an, der seinem Wesen entsprechen und ihn auf den Lebensweg begleiten sollte. Die Kirche wagte kaum zu atmen, an der ganzen Feier waren den Bauern diese Sprüche das Wichtigste, sie deuteten oft wochenlang daran herum. Schallte es feierlich durch den Raum: „Selig, die reinen Herzens sind“, so reckten sich alle Hälse und irgendwo überliefen einem Mütterchen glück-

selig die Augen. Der Spruch galt immer einem Mädchen, was die aufgehenden Männerknospen selbstverständlich fanden. Sie beanspruchten diese Segnung, der so schwer auf die Dauer zu genügen war, nicht. Auf die Verheißung: „Selig die Armen im Geiste“, schwebte ein weiches Mit-leiden vom Taufstein über die Andächtigen; bei der harten Mahnung: „Heute, so ihr seine Stimme hören werdet, verstoßet eure Herzen nicht“, knirschte in einer Ecke ein gekränkter Vater, natürlich unhörbar: „Heute zahlt er aus, ein andermal ich!“

„Blasius Frymann!“ rief es. Ein kräftiger Bursche mit etwas gebuckter Haltung trat vor. Man sah es ihm an, daß ihn seine Mutter nicht auf einer Geldkiste zur Welt gebracht hatte. Alle andern standen in neuen schwarzen Kleidern da, das seine schien schon lange getragen worden zu sein und hatte die Altersfarbe des Tuches, jenen verschämten Stich ins Rötliche. Das Gewändchen war aus dem alten Hochzeitskleid des Röhrli Reigels, seines Meisters, nicht ohne Schwierigkeit für den neuen Zweck zusammenge-schneidert worden.

„Befleiß dich, einen guten Namen zu bekommen!“ tönte es langsam über den breiten Kopf des Burschen, jedes

Wort wirkungsvoll, wie ein Gewichtstein, den man abwägend in die Schale legt. Eine Bewegung ging durch die Kirche. „Wer ist's? Was soll der Spruch heißen?“

Blasi Frymann fühlte, wie der Pfarrer die Hand von seinem Kopf weghob und seine Rechte fast heftig ergriff, als sollte eine Kraft vom Ältern auf den Jüngern übergehen. Er konnte den Druck nicht erwidern, er zog seine Finger rasch aus den fremden, als diese zu erschlaffen schienen, und drehte sich um, seinem Plaze zu. Er hörte die Bewegung im Raum, das Anarren der wackeligen Bänke, das Scharren der Schuhe, sogar das Reiben der Kleider an den Körpern und am Holz. Oben auf der Emporkirche klapperte ein Sitz herunter und tönte ihm wie Donner in den Ohren. Er sah in die Leute hinein, alle Blicke waren auf ihn gerichtet, neugierig, verwundert. Da merkte er zum ersten Male, wo ihm das Herz in der Brust saß; es stockte einen Augenblick und schlug dann gleich so heftig an die Rippen, daß er es hörte.

Wie betäubt stand er wieder an seinem Plaz. Was war ihm geschehen? Hatte ihm der Pfarrer mit der Faust auf den Kopf geschlagen? Er fühlte immer noch die Gewichtsteine niederfallen, einen nach dem andern. Was hatte er sich zuschulden kommen lassen? Er durchflog die zwei Jahre, die er in Menschikon zugebracht hatte, und fand nichts Schlimmes darin. Er hatte einen guten Spruch erwartet und sich etwas darauf gefreut, das war so ein Traum, eine seiner armseligen Hoffnungen gewesen. Warum dann hatte man ihn geschlagen? Eine Träne schlich ihm in die Augen, aber er besann sich auf seinen Stolz und trieb sie zurück. Nein, damit sollte man ihn nicht hängeln! Er hätte sich gerne nach seinem Meister umgeschaut, um in seinem Gesicht zu lesen. Er wußte genau, wo er saß. Wenn er still sitzen mußte, stieg ihm immer ein trockenes Hüfteln in die Kehle hinauf, wie denn alles an ihm trocken war. Aber Blasi wagte nicht den Kopf zu drehen, er meinte, alle Leute schauten immer noch auf ihn, ja seinetwegen sei die Handlung am Taufstein abgebrochen worden.

Im Turm begannen die Glöden zu rufen, der ganze Bau zitterte feierlich bei ihrer Stimme. Blasi erwachte aus seinem Brüten. Der Pfarrer schritt vom Taufstein an den Konfirmanden vorbei, dem Ausgang zu. Die Burschen und Mädchen schlossen sich ihm zu zweien an. Blasi verfehlte seinen Plaz in der Reihe, wofür ihn der Sohn des Hirschenwirts ganz hörbar ankurrte; denn als einer der Reichsten ging er nicht gern neben dem so wunderbar gezeichneten Knechtlein. Auf dem weiten Kirchplatz kam etwas Zerkahrenheit in den Zug, Blasi schritt auf einmal allein, ganz hinten. Das war ihm lieb. Er schlüpfte unmerklich ins Kraggäßchen und befand sich gleich darauf in den Baumgärten. Ein paar kleine Mädchen suchten Weiden am Weißdornhag, sie liefen davon, als der schwarze Mann mit dem verstörten Gesicht auf sie zukam. Er hatte sie kaum gesehen, er eilte auf dem Flurweg nach dem Neu- hof, der wie ein Eigensinn von den andern Häusern abge- sondert in einem Wald von Obstbäumen lag. Sein Kon- firmationskleid brannte ihn am ganzen Leib. Er stieg in die Kammer hinauf und zog sein gewöhnliches Sonntags- gewändchen an. Auf dem Bett sitzend, starrte er zum Fenster hinaus. Auf dem Weg kamen die Meistersleute daher,

voraus die Anna-Regel, rund, wie ein riesiger Buttersopf. Sie mußte nach dem Essen sehen und hatte es im Kopf eilliger, als die Füße es vermochten. Ihr auf den Ferse- der Röhrli Keigel, eine lange, etwas gebeugte Stange, was ihm seinen Spitznamen eingetragen hatte. Er schien ganz gemächlich zu gehen, hielt aber doch mit der eilenden Frau ohne Mühe Schritt.

Die beiden traten ins Haus, Blasi hörte das Schlagen der Türen und dann das Klappern und Klirren der Pfannen und Schüsseln in der Küche. Sein Blick aber war auf das nächste Haus gerichtet, das etwa dreihundert Schritt vom Neu- hof entfernt zwischen vier Pappeln stand. Und nun wußte er auf einmal, warum ihn der Spruch so gestoßen hatte. Dort, in der Dachkammer, wohnte sie. Sie war auch in der Kirche gewesen, und er hatte während der Predigt mehr an sie, als an die Ermahnungen des Pfarrers ge- dacht. Sie hieß Seline, aber der Gewohnheit zuwider nannte man sie bei ihrem Familiennamen, Disteli. Der schien zu ihrem Wesen eigens erfunden. Wie ein Distelfink war sie immer guter Dinge, und man ging selten am Pappel- haus vorbei, ohne ihr Singen zu hören, das ihr bald stark, bald leise, wie es ihr gerade im Sinn war, aus dem Halse quoll. Sie stammte aus einem andern Dorf und sollte bei Steffens Agathe, die man wegen ihres hohen Rückens das Höderli nannte, das Nähen lernen. Sie hatte ihren Arbeits- platz am Fenster, Blasi kannte die Scheibe wohl, hinter der sie saß. Er bildete sich ein, sie singe immer etwas lauter und stimme höher an, wenn er vorbeiging, als wenn es ein anderer war. Dafür knallte er ihr etwas auf der Peitsche vor, so oft er mit Wagen oder Pflug vorbeifuhr. Ge- sprochen hatte er mit dem Disteli noch wenig, denn sie war fast immer in ihrer Nähstube oder auf der Stör. Traf er sie aber auf der Straße, so wagte er kaum, ihr „Grüß Gott!“ zu sagen. Nur einmal hatte er sie eine Woche lang täglich gesehen und auch etwa mit ihr geschwätzt, als sie mit dem Höderli bei der Anna-Regel nähte. Es war im Herbst. Damals hatte seine Heimlichkeit begonnen. Wie ein Dieb hatte sie sich eingeschlichen. Einmal vor dem Einschlafen sah er plötzlich das schwarze Haar des Mädchens vor Augen. Sie trug es nicht, wie es in Menschikon üblich war, in Zöpfen, sondern in einem Nek, in dem es mächtig quoll. Unter dem dunkeln Haarbogen hervor schaute das blasser Gesichtchen mit dem kleinen vorstrebenden Mund. Er fühlte in jener Nacht, daß das Disteli das erste Wesen war, an das sich sein Herz hingabte, hatte er doch vom Vater keine und von der Mutter nur eine schreckliche Erinnerung. Dieses Neue hatte damals ihn so heftig gepackt, daß er mehr weinte, als in den letzten zehn Jahren, die sein Ge- dächtnis bewahrt hatte, zusammen, das Rissen war am Morgen noch feucht von den Tränen, die in Seligkeit über das Erlebnis und im Schmerz über seine Verlassenheit ge- flossen waren. Er staunte selber darüber, daß er so hatte zergehen können, es kam ihm nicht zu Sinn, daß auch ein Hund heulen kann.

Was wird das Disteli über seinen Spruch denken? War denn Schmutz an seinem Namen? Durfte man nicht ebenso gut Blasi Frymann heißen, als Karl Schneider oder Rudolf Schmid? Es schoß ihm durch den Kopf, ins Pfarrhaus zu gehen, und schon war er aufgesprungen. Aber er sank

auf sein Bett zurück, er scheute den Pfarrer wie ein Messer, sie waren sich mehr als fremd, die Vorwürfe wären ihm im Hals aufgeschwollen und hätten ihn erstickt, denn in der Aufregung stotterte er. Wenn er nur einen Vater hätte! Vor zwei Jahren hatte der Schlosser Noß den Spruch seines Sohnes vor dem Pfarrer zerrissen und ihm die Fesseln vor die Schuhe geworfen. Ja, wer so einen Vater hätte! Warum hatte er keinen? Noch kein Mensch hatte ihm von seinem Vater berichtet, er wußte nichts von seiner Herkunft. Nur daß er im Unterlande, in Wildbach, heimatgenössig sei, hatte ihm der Röhrli Reigel einmal beiläufig gesagt. Nie hatte ein Vetter oder eine Base sich um ihn bekümmert; hatte er überhaupt Verwandte? Als er einmal, vor Jahren, den Meister nach seinen Eltern gefragt hatte, erhielt er die kurze, abwehrende Antwort: „Sie sind tot“, und die Meisterin, die dabei saß, fügte fast aufgebracht hinzu: „Frag' doch nicht immer!“ Er ließ fortan das Fragen, weniger wegen der schroffen Abfertigung, als weil er sie mit seinem ersten deutlichen Erlebnis verknüpfte.

Er hatte an Wildbach nur eine Erinnerung, und die hätte er gerne abgeschüttelt. Noch zu keinem Menschen hatte er davon gesprochen, wie oft sie ihn auch verfolgte. Wie alt mochte er damals gewesen sein? Es schien ihm drei, vier Jahre. Er war in die Stube getreten, die Mutter saß am Tisch und hielt den Kopf in den Händen und schluchzte, daß es sie schüttelte. Als sie ihn erblickte, sprang sie auf ihn los und sah ihn wild an. Sie faßte ihn am Hals und würgte ihn, bis er am Boden lag. Er schrie, was ihm aus der gepreßten Kehle mochte, sie ließ nach, und er verkroch sich unter den großen Rachelosen. Nun fing aber die Mutter selber zu schreien und gegen sich zu wüten an, sie stieß sich mit dem Kopf gegen die Wand und die Türpfosten, daß sie blutete. Männer stürzten herein, bändigten sie nach heftigem Ringen und schleppten sie hinaus. Ihm war so angst, daß er den ganzen Abend und die ganze Nacht unter dem Ofen blieb. Lange hatte ihn der Schrecken wach erhalten. Am Morgen zog ihn eine alte Frau aus seinem Versteck hervor. Da sah er, daß an der Wand Blutflecken waren.

Dies war es, was ihn hinderte, ungeschert nach seinen Eltern zu fragen. Er hatte Furcht vor der Antwort. Und nun dämmerte es in ihm auf: wußte der Pfarrer etwas von dem, was über ihm lag?

Die nächste Erinnerung führte ihn ins Röhrli bei Schälchen. Dort hatte er mit seinen Meistersleuten bis vor zwei Jahren gelebt. Sie hatten dann das Gütchen verkauft

und waren auf den Reuhof bei Menschikon gezogen, und er mit ihnen. Aus dem Röhrli lebten ihm viele Stunden im Gedächtnis. Er griff eine heraus und hatte nicht lange zu suchen. Wer vor einem Korb voll weißer Bohnen steht und eine dunkle darin erblickt, fühlt die Hand nach dieser einen hingezogen, daß er sie heraushole. Die Meistersleute hatten einen Sohn, der ein Jahr älter, aber viel schwächer war als Blasi und immer kränkelt. Sie nannten ihn Pauli. Pauli wollte ihn immer meistern und als ein Knechtlein im Geschirr herumjagen, weshalb die beiden manchmal Zanf miteinander hatten. Einmal balgten sie sich im Baumgarten. Blasi hatte den andern bald unter sich gezwungen und machte Zahltag für die letzten Wochen. Da schrie ihm Pauli ins Gesicht: „Wenn du wüßtest, was ich von dir weiß, du würdest in den Sauchetrog hinunterkriechen!“ Blasi gab ihm für diesen Anwurf noch eine besondere Zulage, aber sobald der Zorn ausgetobt hatte, zog ihn die Neugier an sich. Was wußte Pauli von ihm? Er lag ihm nun beständig in den Ohren, er drohte ihm, und einmal hatte er nicht übel Lust, das Geheimnis aus ihm herauszuklopfen. Aber Pauli, der vom letzten Zahltag noch reich genug war, floh in den Schutz seines Vaters. Der Röhrli Reigel forschte der Ursache des Zwistes nach und machte ein immer ernsteres Gesicht. „Weiber!“ stieß er endlich heraus, griff zu einem aus Weiden geflochtenen Tragband und züchtigte damit Pauli so unväterlich wie noch nie. Blasi stand daneben und erwartete ein noch besseres Maß; aber der Meister rührte ihn nicht an, sondern sagte ganz sanft: „Tut er's wieder, so bericht' es mir.“

Blasi stand verdukt da. Er hatte das dunkle Gefühl, daß es um ihn besser gestellt wäre, wenn er das Weidenband auch zu fühlen bekommen hätte. Es war nun gewiß: Pauli wußte etwas von ihm. Er nahm sich vor, dahinter zu kommen, und suchte seine Sünden zusammen. Einmal hatte er der Meisterin dürre Birnen aus dem Schnitztroß stibigt, ein andermal nach der Schule eine Rauchwurst aus dem Küchenkasten geholt; aber Pauli war beide Male dabei gewesen und hatte seinen Anteil an der Beute nicht verschmäht. Fast jedes Jahr hatte er dem Nachbar Melcher ein paar Hosentaschen voll Erntäpfel, die ersten, die im Röhrli reif waren, heruntergebengelt, aber das taten alle andern Buben, wenn sie Gelegenheit hatten, auch. Das konnte es nicht sein. Was der Pauli wußte, mußte mehr wiegen, als ein paar dürre Birnen, eine halbe Rauchwurst oder eine Tasche voll Äpfel. Aber was war es denn?

(Fortsetzung folgt.)

Die Drei.

Don Nikolaus Lenau.

Drei Reiter in verlornen Schlacht,
Wie reiten sie, so sacht, so sacht.

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Blut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum Sie sehn sich traurig ins Gesicht,
Und spült hinunter Staub und Schaum. Und einer um den andern spricht:

Und lauernd auf dem Codesritt,
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöß das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie teilen kreischend unter sich:

„Den speisest du, den du, den ich.“

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum tut mein früher Tod mir leid.“

„Hab Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!“

„Den Blick hab ich in Gottes Welt, fällt.“
Sonst nichts, doch schwer mir's Sterben